

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 13 (1933)
Heft: 3

Buchbesprechung

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus

HERMANN ESCHER, *Gerold Meyer v. Knonau. 1843—1931.* (Njbl. zum Besten des Waisenhauses von Zürich 1933.) Zürich, Beer & Co., 1933. 58 S.

ALFRED STERN, *Wissenschaftliche Selbstbiographie.* Zürich, Gebr. Leemann & Co. 1932. 32 S.

Das Leben der beiden bedeutenden Historiker, die jahrelang in Zürich, der eine an der Universität, der andere an der Eidgen. Technischen Hochschule, das Fach der Allgemeinen Geschichte lehrten, weist in der Zeit der Studienjahre mancherlei ähnliche Züge auf. Beide hatten das Glück, in einem geistigen und gesellschaftlichen Kreise aufzuwachsen, der ihnen von frühesten Jugend an Anschauungen und Kenntnisse gleichsam spielend mit auf den Lebensweg gab, die sich andere in späteren Jahren erst erarbeiten und erkämpfen müssen. Geistig hochstehende Eltern und ökonomische Unabhängigkeit ermöglichte beiden, ihre Studienzeit außerordentlich anregend und fruchtbar zu gestalten. Meyer v. Knonau und Stern begannen als Juristen, um sodann zum Geschichtsstudium überzugehen: Stern führte sogar das juristische und das historische Studium parallel bis zum Ende der Studienzeit durch, um sich erst vor dem Examen endgültig für Geschichte zu entscheiden. Beide saßen in Berlin zu den Füßen der großen Meister der Geschichtsschreibung, Ranke, Droysen und Mommsen. Entscheidenden und bleibenden Einfluß übte aber auf beide der Lehrmeister strenger historischer Methode aus, Georg Waitz in Göttingen.

Das Leben Meyers v. Knonau beschreibt sein einstiger Schüler und der langjährige vertraute Freund der Familie an Hand der hinterlassenen Papiere, worunter Lebenserinnerungen des Verstorbenen sind, und auf Grund eingehender persönlicher Kenntnis der Verhältnisse. So entstand ein lebendiges, fein und eindrucksvoll gezeichnetes Bild des Menschen und Gelehrten. Die umfangreiche historische Produktion Meyers v. Knonau wird eingehend gewürdigt. Zu den Arbeiten zur Allgemeinen Geschichte — es sei an das monumentale Werk über Heinrich IV. und Heinrich V. erinnert — kommen zahlreiche Aufsätze zur Schweizergeschichte und Lokalhistorie aller Jahrhunderte. Ein besonderer Vorteil dieser Studien besteht darin, daß sie die geographisch engumgrenzten Ereignisse immer in den großen allgemeinen Zusammenhang einfügen. Neben dem Gelehrten kommt der vortreffliche Lehrer zu seinem Rechte, dessen vornehme und wohlwollende Art rasch die Verehrung und Dankbarkeit der Schüler gewann.

Geschildert wird endlich die vielseitige Tätigkeit Meyers v. Knonau in zahlreichen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften und Institutionen und dabei meist in leitender Stellung. Erst diese Zusammenfassung der ganzen vielseitigen Lebensarbeit in einem einheitlichen Bilde läßt übersehen, wie Meyer v. Knonau ein fast übermenschliches Maß von Arbeit verschiedener Art zu bewältigen wußte, ohne dabei auch nur einen Augenblick nach außen hin seine vornehme Ruhe und Gemessenheit zu verlieren.

Die Biographie von Alfred Stern verdanken wir seiner eigenen Feder. Es ist nicht eine alle Seiten des Lebens umfassende Schilderung, sondern eine kurze Darstellung der Gelehrtenlaufbahn. Ein sicheres, erstaunlich frisches Gedächtnis ermöglichte dem Verfasser, auch aus früheren Epochen seines ereignis- und erfolgreichen Lebens charakteristische Einzelzüge festzuhalten und uns seine Gelehrtenlaufbahn mit jener anschaulichen Lebendigkeit zu erzählen, die wir aus seinem Vortrag und aus seinen Werken kennen. Der Verfasser blickt auf ein Leben zurück, das sich äußerlich wie jede normale Gelehrtenlaufbahn abspielte, in diesem einfachen Rahmen aber an innern Erlebnissen außerordentlich reich war. Die ausgedehnten Beziehungen seines Vaters, der als Professor der Mathematik in Göttingen eine angesehene Stellung einnahm, verschaffte dem Studenten den engen persönlichen Umgang mit seinen Lehrern in Heidelberg, Göttingen und Berlin und öffnete ihm die gastlichen Häuser anderer Persönlichkeiten, die im Geistesleben jener Zeit eine bedeutende Rolle spielten. Die erfolgreiche Betätigung als Geschichtsschreiber brachte Alfred Stern in engen Kontakt mit hervorragenden Fachgenossen der verschiedenen Länder Europas. Als Lehrer der Geschichte zuerst an der Universität Bern, sodann an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich, fesselte er — das sei zur Ergänzung der Selbstbiographie hinzugefügt — nicht nur in den Vorlesungen durch die Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung; er erwarb sich zudem die dauernde Dankbarkeit vieler angehender Historiker durch vorzügliche kritische Übungen, in denen sein pädagogisches Talent und seine von Scharfsinn beherrschte Methode erst recht zur Geltung kamen. Überblickt man das Lebenswerk von Alfred Stern, so wie es in den verschiedenen Publikationen vorliegt, so ergibt sich, daß ihr Verfasser, dessen Interesse der neuern Geschichte galt, von Anfang an systematisch und folgerichtig die geistigen Grundlagen des heutigen Europa von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart untersuchte. Die Studien beginnen mit der Renaissance und führen von der Reformation zur großen englischen Revolution und zur Umwälzung, die am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich ihren Anfang nahm. Alle diese Untersuchungen krönt als glänzender Abschluß die große Geschichte Europas seit den Wienerverträgen.

Die zahlreichen Freunde, Fachgenossen und Schüler von Alfred Stern werden sich mit Vergnügen in die kurze, aber inhaltsreiche Schilderung einer Gelehrtenlaufbahn vertiefen.

Zollikon.

Hans Nabholz.

Jahresberichte für deutsche Geschichte. 6. Jahrgang 1930. Unter redaktioneller Mitarbeit von VICTOR LOEWE und PAUL SATTLER herausgegeben von ALBERT BRACKMANN und FRITZ HARTUNG. Leipzig, K. F. Koehler 1932. XIV u. 610 Seiten.

WALTHER KÖHLER, *Die neuere Zwingli-Forschung*. Theologische Rundschau N. F. Band 4, Jahrgang 1932, S. 329—376.

Mit dem 6. Bande dieses verdienstvollen Unternehmens, umfassend das Jahr 1930, ist eine schon früher als notwendig empfundene Verbeserung verwirklicht: der Jahresbericht erscheint seit diesem Jahre in zwei Teilen; der bibliographische Teil wurde im Juni 1932 gesondert ausgegeben, d. h. anderthalb Jahre nach Abschluß des Berichtsjahres. In der Innehaltung dieses Termins verkörpert sich eine technische Leistung ersten Ranges. Ende 1932 erschien der ganze Band, umfassend Büchertitel und Literaturbericht. An dem grundlegenden Aufbau des Werkes ist nichts geändert; der Referent wüßte nicht, was an diesem Bande zu verbessern wäre. In diesem Jahrgang fehlen die Berichte über Scholastik, Renaissance und Humanismus, neuere Staatsanschauungen, allgemeine Kultur- und Bildungsgeschichte sowie der Bericht über Zeitungskunde. Dagegen konnte eine Lücke geschlossen werden, indem ein Bericht über evangelische Kirchengeschichte (Neuerscheinungen der Jahre 1928—1930) aus der Feder des Breslauer Kirchenhistorikers Hans Leube einging. Bei dem Interesse an kirchengeschichtlicher Forschung, das in der Schweiz seit Emil Egli, Paul Wernle und Walther Köhler in starkem Ansteigen begriffen ist, sei auf die einzelnen Punkte von Leubes Darstellung hingewiesen: 1. Reformationsgeschichte, 2. Augustanajubiläum, 3. Täuferbewegung, 4. Orthodoxie, 5. Pietismus, 6. Aufklärung, 7. Deutscher Idealismus, 8. Das 19. Jahrhundert. Einzelne Gebiete sollen diesmal, wie Leube betont, ganz zurückgestellt werden: s. z. B. die Zwingli- und Calvinforschung; sie sollen später in einem geschlossenen Bericht nachgeholt werden.

Diesem Verfahren ist, was Zwingli betrifft, zuzustimmen: der Berichterstatter wird bei Anlaß des Jahrganges 1931 Gelegenheit haben, die Literatur des schweizerischen Reformationsjubiläums (Gedenkfeier des Todes von Zwingli bei Kappel 1531) nachzuholen. Im übrigen liegt ein zusammenfassendes Urteil Köhlers in der Theologischen Rundschau vor, auf das ich an dieser Stelle nachdrücklich hinweisen möchte. In der Hand Köhlers ist der Literaturbericht zu einer Wissenschaftsgeschichte, zu einem Referat über den derzeitigen Stand der Zwingliforschung geworden. Ich möchte diesem eindringenden Bericht weiteste Verbreitung unter den schweizerischen Historikern wünschen.

Zürich.

Anton Largiadèr.

LOUIS HALPHEN et PHILIPPE SAGNAC, *Peuples et civilisations. Histoire générale*, tome VI: LOUIS HALPHEN, *L'essor de l'Europe (XIe—XIIIe siècles)*. Paris 1932, Alcan. 612 p. in-8°.

Avec ce sixième volume, qui paraît après le septième, nous avons

maintenant dans cette collection toute l'histoire du moyen âge. M. L. Halphen en est le seul auteur.

S'il est une période dont il est difficile de donner une synthèse, c'est bien celle-là. M. Halphen l'a fait avec la maîtrise dont il a déjà donné maintes preuves.

Dans une première partie, l'auteur oppose à l'émettement de l'Europe féodale, les tentatives du clergé régulier et de la papauté de restaurer la notion d'Etat et d'affranchir le clergé des influences féodales dissolantes. L'église chercha ensuite à discipliner ces forces, qui tendaient déjà naturellement à s'épancher au dehors (conquête de l'Angleterre, des Deux-Siciles, lutte contre les Almoravides d'Espagne). Elle les employa à des fins utiles (la croisade). Le succès de la croisade provoqua, d'une part, une renaissance économique, l'essor des populations urbaines et rurales et leur affranchissement, d'autre part, une révolution intellectuelle et artistique.

Une deuxième partie traite de la formation des grandes monarchies : Empire, France, Empire byzantin, Aragon et Castille.

Dans la troisième partie, M. Halphen expose les essais d'unification de l'Europe dans la première moitié du XIII^e siècle : la grande guerre d'Occident entre la France, l'Angleterre et l'Empire, la conquête de Byzance par les Occidentaux, la théocratie d'Innocent III et la résistance que l'Empire opposa aux prétentions pontificales ; enfin, la ruine de la papauté, de l'Empire et de la puissance continentale des Plantagenêts.

La quatrième partie est consacrée à l'Asie mongole.

Enfin, dans la cinquième partie, est exposé l'état de l'Europe de 1250 à 1285.

La plupart de ces chapitres sont traités d'une façon tout à fait remarquable et présentent en un raccourci très suggestif des sujets qui sont d'ordinaire étudiés fragmentairement, en fonction de tel ou tel Etat : nous pensons particulièrement au chapitre intitulé *La grande guerre d'Occident*, synthèse excellente et originale.

On peut se demander toutefois si le souci de donner une vue d'ensemble n'a pas amené l'auteur à sacrifier quelques sujets. Nous pensons surtout à la féodalité. Les institutions féodales sont traitées un peu trop sommairement, nous semble-t-il. La formation de certains états féodaux est laissée complètement de côté. Le lecteur non spécialiste n'aura peut-être pas une idée claire de l'espèce de marqueterie qu'était l'Europe féodale au XI^e siècle. La division en France, Allemagne, contribuera à lui donner l'idée que l'Occident était divisé, comme de nos jours, en grandes puissances. Que l'auteur n'expose pas l'histoire de tous les grands fiefs, c'est naturel ; mais quelques mots sur certains d'entre eux n'auraient pas été superflus. Nous pensons, par exemple — puisque cela nous intéresse particulièrement du point de vue suisse — à la formation de l'Etat savoyard, notamment

avec Pierre II, ou à la formation de l'Etat des Habsbourg avant l'élection royale de 1273.

De même, le volume VII compte un chapitre sur les débuts de la Confédération suisse, mais il indique d'une façon très sommaire les origines de la Confédération. Nous espérions trouver dans ce sixième volume quelques lignes montrant comment les luttes des guelfes et des gibelins, puis le Grand interrègne, ont préparé la fondation de la Confédération.

Ce sont là d'ailleurs remarques de détail; elles n'enlèvent rien de sa très grande valeur à ce bel ouvrage, valeur qui est encore augmentée par les courtes bibliographies critiques qui accompagnent chaque chapitre.

Genève.

Henri Grandjean.

Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, herausgegeben von der Regierung des Kantons Basellandschaft in zwei Bänden, verfaßt von Pfarrer D. K. GAUSS, Dr. L. FREIVOGL, Dr. O. GASS, Dr. K. WEBER. 1932. Im Kommissionsverlag bei Lüdin & Co. A.-G., Liestal. I. 870, II. 787.

Die längst geplante Geschichte des Kantons Basellandschaft ist zu einer *Festgabe* auf die Jahrhundertfeier 1932 geworden. Jeder Kanton, der eine übersichtliche Darstellung seiner Vergangenheit wünscht, steht vor der gleichen Schwierigkeit. Weite Perioden sind nur mangelhaft erforscht, so daß zuerst ein gründliches Quellenstudium einsetzen muß, bevor an eine Gesamtdarstellung gedacht werden kann. Besonders die Landschaft Basel hatte es nicht leicht, da ja gerade die Landschaften der Städtekantone in allen Geschichtswerken nur nebenher berücksichtigt worden sind. Wenn man alle diese Umstände erwägt, so muß man umso mehr die gewaltige Leistung des vorliegenden Werkes bewundern. Offenbar wollte man zuerst nur die Geschichte des Kantons Basellandschaft schreiben. Dann entschloß man sich aber, die ganze Vergangenheit heranzuziehen, um ein möglichst erschöpfendes Bild dieses Gebietes zu schaffen. Die Verschiedenheit der Zeiten und die Fülle des Materials führten zu einer Aufteilung der Arbeit. Der erste Band enthält auf 870 Seiten die Landschaft Basel von der Urzeit bis zum Bauernkrieg des Jahres 1653 von Pfarrer D. K. Gauss. Im zweiten Band (787 Seiten) behandelt Dr. L. Freivogel die Geschichte der Landschaft Basel von 1653—1798, Dr. O. Gass das Birseck vom dreißigjährigen Krieg bis zum Übergang an Basel und Dr. K. Weber die Entstehung und Entwicklung des Kantons Basellandschaft 1798—1932.

Die Geschichte einer Landschaft, eines ehemaligen Untertanengebietes, zu schreiben, ist keine leichte Sache. Alle richtunggebenden politischen und kulturellen Mächte treten von außen an diese spät gewordene historische Einheit heran. Das Land war meistens Objekt des Geschehens, selten und erst im 19. Jahrhundert dauernd Subjekt, das durch Aktion und Reaktion mithandelnd in die eigenen Geschicke eingreift. Darum muß der Historiker

für die Zeiten bis 1798 meistens erzählen, was sein Gegenstand erleidet, die Auswirkungen der handelnden Potenzen. So erheischt der Gegenstand eine breite Darlegung der abendländischen Kultur, damit die Erscheinungen in der Landschaft gedeutet werden können. Es braucht aber viel Takt, um das richtige Maß des geschichtlichen Rahmens zu finden. Im allgemeinen ist die nötige Stoffverteilung gewahrt worden. Wenn man bedenkt, daß das Werk der Schule, und hauptsächlich dem Lehrer, zu dienen hat, so begreifen sich gewisse Ausführlichkeiten. Das Ganze ist nicht ein einfaches Lesebuch, sondern ein Vorbereitungs- und Nachschlagewerk. Politische Geschichte tritt vielfach zurück, dagegen nehmen *Kultur-, Kirchen- und Verwaltungsgeschichte* einen breiten Raum ein. Das ändert sich erst im 19. Jahrhundert, wo die Landschaft unabhängig wird.

Insbesondere die Darstellung einer inneren Geschichte eines Untertanengebietes vermag der Wissenschaft neue Aufschlüsse zu bieten. Ausführliche Register erleichtern das Nachschlagen von Einzelheiten. Die Arbeiten machen im großen und ganzen einen gediegenen Eindruck; die ausführlichen Schilderungen lassen ein Nachprüfen der Auffassungen fast von selbst zu. Leider vermißt man sehr ungern eine notwendige Bibliographie; sie soll in einem späteren Anhang geboten werden. Auch für kurze Anmerkungen und Quellenhinweise wäre der Wissenschaftler dankbar gewesen. Druck, Ausstattung und Illustrationen sind nur zu loben. Ohne Zweifel wird das monumentale Werk der Schule und der Wissenschaft die allerbesten Dienste leisten. Für den Laien ist dagegen die Geschichte angesichts unserer unruhigen Zeit fast zu umfangreich geraten, und doch könnte sie das Verständnis der Heimat bedeutend fördern.

Solothurn.

Bruno Amiet.

L. DUBECH et P. D'ESPEZEL. *Histoire de Paris*, Tome II. Les Editions Pittoresques, Paris. Editions de la Baconnière, Boudry-Neuchâtel 1931. 240 pages. Grand in-4°, ill.

Le tome II de l'*Histoire de Paris*, reprenant à la Révolution pour conduire le lecteur jusqu'à l'époque actuelle, vient compléter l'intéressant ouvrage de MM. Dubech et d'Espezel. Suivant les mêmes idées dirigeantes que dans leur premier livre, les auteurs exposent l'évolution de la ville et non seulement la décrivent, mais l'expliquent et souvent la critiquent, car ils ont creusé à fond leur sujet. On comprend alors pourquoi à certaines époques Paris est resté stationnaire: c'est que la ville était le théâtre d'événements historiques; et pourquoi viennent d'autres époques où l'on transforme, où l'on démolit et bâtit: c'est que le calme s'est rétabli. Quand surgissent de nouveaux principes, on les étudie, on en voit l'application, la réussite ou l'échec.

Ainsi la Révolution est une période d'arrêt: la ville ne croît plus parce que ses habitants, pris dans une tourmente, ne peuvent guère songer à elle. Dans ce chapitre, un certain manque de clarté provient sans doute

du désir d'abréger le récit historique qui ne doit servir que de fil conducteur. Avec l'empire, l'orage continue, mais au loin, et, à Paris, la vie reprend: on construit, on transforme, on réorganise. Plusieurs inventions nouvelles sont appliquées, l'instruction recommence. L'occupation de Paris en 1813 et la Restauration n'arrêtent pas ce développement lent, pas plus que l'établissement du Second Empire; mais sous ce régime, une ville nouvelle va se former, nouvelle par les constructions et aussi par les idées qui les inspirent. Au lieu de laisser aux besoins du moment la direction de l'aménagement de la ville, c'est l'esprit humain qui veut devancer les besoins futurs, construire en prévision de l'avenir; tel est le principe de l'urbanisme, dont le grand homme est Haussmann. Assez développé, (à juste titre, car ces changements sont un vrai bouleversement pour Paris), ce chapitre est plein d'intérêt; les auteurs y font une critique détaillée de l'œuvre d'Haussmann; ils ne se contentent pas de montrer ses défauts, ils indiquent ce qu'il aurait fallu faire, à leur avis. Et le lecteur en retire des idées instructives sur les problèmes qui se posent pour l'aménagement d'une ville.

Dans le chapitre final, après un résumé du développement de Paris depuis ses débuts, les auteurs concluent en apportant quelques conseils, tirés de l'expérience du passé. On y trouve plusieurs idées justes, et certaines qui sont nouvelles, mais qui, après la lecture suggestive de cet ouvrage, semblent s'imposer. On voudrait les voir appliquer pour faire la preuve de leur bon sens.

Genève.

Marie Jeanne Mercier.

CHRISTIAN WANNER & HEINRICH WANNER, *Geschichte von Schleitheim*. Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde Schleitheim. Schleitheim 1932. 428 S.

Die beiden Verfasser haben sich so in die Arbeit geteilt, daß der eine die Geschichte des Dorfes bis zur Reformation und der andere bis in die Neuzeit darstellt. Heinrich Wanner, Rektor (Basel), behandelt im ersten Kapitel das römische Schleitheim; die römische Siedlung Juliomagus lag in unmittelbarer Nähe des heutigen Dorfes an der Straße, die von Vindonissa an die obere Donau führte. Der Verfasser berichtet kurz über die bisherige Ausgrabungstätigkeit. Seit 1850 ist wiederholt gegraben worden, leider aber nie in wissenschaftlich einwandfreier Weise. Man hat es versäumt, genaue Pläne der verschiedenen Ruinenplätze aufzunehmen und die Funde systematisch zu sammeln. Es ist zu wünschen, daß alles weitere Graben unterbleibt, bis eine wissenschaftlich einwandfreie Erforschung des römischen Schleitheim ermöglicht ist.

Wahrscheinlich im 10. Jahrhundert kam Schleitheim in den Besitz des Klosters Reichenau; noch in der Offnung des 14. Jahrhunderts tritt uns das Dorf als geschlossene Reichenauische Grundherrschaft entgegen. Da Urkunden aus dem Früh- und Hochmittelalter fehlen, mußte der Ver-

fasser die Fronhofverfassung auf Grund der erwähnten Offnung darstellen. Dieser Aufgabe hat er sich in vorzüglicher Weise entledigt. Einwandfrei ist auch die Schilderung der Vogteiverhältnisse. Die Vogtei Schleitheim ist deshalb von ganz besonderem Interesse, weil sie innerhalb der Gemeindegemarkung über eigene Blutgerichtsbarkeit verfügte. Der Verfasser verfolgt dann den Zerfall der Reichenauischen Grundherrschaft Schleitheim, den Übergang der richterlichen Befugnisse an die Vögte, die Randenburger, die Zerstückelung des Fronhofbezirkes und das langsame Heranwachsen einer wirtschaftlich selbständigen Gemeinde. Die Vogtei Schleitheim ging durch Kauf an den Spital in Schaffhausen über, und damit war der Anschluß an die Stadt eingeleitet. Wenn die rechts- und verfassungsgeschichtlichen Kapitel mit anerkennenswerter Sachkenntnis geschrieben sind, so hinterläßt die Skizze über die religiösen Grundanschauungen des Mittelalters einen weniger günstigen Eindruck. Falls z. B. der Verfasser wirklich der Meinung ist, der mittelalterliche Mensch habe sich den Schutzheiligen «als den eigentlichen Hausherrn jederzeit in der Kirche anwesend» gedacht, so wäre es doch der Mühe wert gewesen, ein solches Kuriosum zu belegen.

Christian Wanner, Reallehrer (Schleitheim), beginnt die Dorfgeschichte der Neuzeit mit der Darstellung der Reformation. Schleitheim war ein Herd der Wiedertäuferbewegung. Der Verfasser verfolgt das Schicksal der Täufergemeinde bis zu ihrem endgültigen Verschwinden Ende des 17. Jahrhunderts. Die Schaffhauser Obrigkeit verfuhr bei der Unterdrückung der Täuferbewegung mit solcher Härte, daß sich die Schaffhauser Tagsatzungsgesandten 1616 auf der Tagsatzung zu Aarau rügen lassen mußten. Der Verfasser schildert dann das Gemeindeleben und das Eindringen des wirtschaftlichen Absolutismus der Stadt in das Dorf. Die Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen des 18. und 19. Jahrhunderts schließt das inhaltsreiche Werk ab. Man darf es mit gutem Recht als eine unserer besten Dorfgeschichten bezeichnen.

Schaffhausen.

Karl Schib.

Die kaiserlichen Beamten und Truppenkörper im römischen Deutschland unter dem Prinzipat. Mit Benützung von E. Ritterlings Nachlaß dargestellt von ERNST STEIN.

Fasti des römischen Deutschland unter dem Prinzipat. Von EMIL RITTERLING †. Mit Beiträgen von EDMUND GROAG herausgegeben von ERNST STEIN.

(*Beiträge zur Verwaltungs- und Heeresgeschichte von Gallien und Germanien.* Herausgegeben im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches I. II). Wien 1932 (L. W. Seidel & Sohn.)

In diesen «Beiträgen» umfaßt der Begriff «Römisches Deutschland»

unter anderm die Provinzen Belgica, Germania superior und Raetia in ihrer ganzen Ausdehnung, also den größten Teil der heutigen Schweiz: schon dies rechtfertigt eine Anzeige der wichtigen Veröffentlichung in unserer Zeitschrift. Der Kern des hier verarbeiteten Stoffes geht auf den vor fünf Jahren verstorbenen Wiesbadener Museumsdirektor Emil Ritterling zurück, der während seines langen Gelehrtenlebens eine gewaltige Sammlung und Sichtung aller durch Autoren und Inschriften vermittelten Angaben über die römische Heeres- und Verwaltungsgeschichte angelegt hatte. Einen Teil seiner Arbeitsfrüchte konnte er selber veröffentlichten in dem reichen und wertvollen Artikel « Legio » in Pauly-Wissowa-Krolls Realencyklopädie, der allein mehr als 300 zweispaltige Druckseiten umfaßt. Aber man wußte, daß Ritterling noch eine Menge Zettelkästen mit Notizen über die Hilfstruppen und die kaiserlich römischen Beamten angefüllt hatte, und man erzählte sich mit Bangen, daß er gelegentlich in schwermütigen Anwandlungen mit dem Gedanken spielte, dieses ganze Material zu vernichten. Glücklicherweise ist das nicht geschehen. Die Berliner Akademie erwarb den unversehrt erhalten gebliebenen Nachlaß und betraute den jetzigen Herausgeber mit seiner Bearbeitung und Veröffentlichung. Einen gewissenhafteren und geeigneteren Sachwalter hätte sie nicht finden können als Ernst Stein, der sich bereits früher durch treffliche verwaltungsgeschichtliche Arbeiten und namentlich durch seine « Geschichte des spätrömischen Reiches » (Band I, Wien 1928) hohe Verdienste erworben und für die Fortsetzung von Band XIII des « Corpus inscriptionum Latinarum » die Bearbeitung sämtlicher Stempelinschriften übernommen hatte.

Im ersten Band des nunmehr erschienenen Werkes behandelt Stein nach einer verwaltungsgeographischen Einleitung über die historisch-politischen Grenzverhältnisse zunächst die kaiserlichen Beamten vom Provinzialstatthalter bis herunter zum Kanzleipersonal niedrigsten Ranges. Er sucht dabei besonders die Abgrenzung der Kompetenzen, das Funktionieren der Verwaltungsmaschine herauszuarbeiten und durch Heranziehung bekannter Züge aus andern Provinzen ein allgemein gültiges Bild zu gewinnen; einleuchtend vermutet er, daß von der Organisation der « Tabularien » und « Offizien » der frühkaiserzeitlichen Provinzialstatthalter und kommandierenden Offiziere (S. 68 ff.) eine geradlinige Entwicklung zu der aufs feinste ausgebildeten Bureaucratie des byzantinischen Reiches geführt habe. In dem folgenden Abschnitt über die Truppenkörper (S. 87 ff.) werden die Legionen in zeitlicher Folge behandelt; hier galt es nur, die von Ritterling bereits veröffentlichte Legionsgeschichte zu ergänzen und wo nötig zu berichtigen, zugleich auch eine gedrängte Übersicht über die äußere Geschichte des römischen Deutschlands zu bieten. Dagegen werden (S. 120 ff.) die Hilfstruppen (Reiteraleni, Infanteriekohorten, barbarische Numeri, Flotten) in lauter erschöpfenden, sachlich geordneten Monographien dargestellt, wobei (S. 233 ff.) namentlich auf die allgemeinen Merkmale der Numeri neues Licht fällt.

Band II, Ritterlings «Fasti», ist in seinem Grundstock ein von dem verstorbenen Verfasser hinterlassenes Manuskript, das jetzt von Stein unter Mitwirkung Groags ergänzt und einer gründlichen Revision unterzogen worden ist. In acht Kapiteln werden die bezeugten Statthalter der verschiedenen Provinzen und die Legionslegaten aufgeführt und zwar zeitlich geordnet innerhalb der einzelnen Kategorien; ein neuntes Kapitel fügt in alphabetischer Reihe noch die Stabsoffiziere (Tribunen, Präfekten usw.) an.

Beide Bände sind durch sorgfältige, von H. Nesselhauf angelegte Register für wissenschaftliches Arbeiten im höchsten Grade verwertbar gemacht worden. Wir haben in Ritterling-Steins Werk eine unschätzbare Fundgrube für alle Angelegenheiten der römischen Zivil- und Militärverwaltung gewonnen, eine Musterleistung entsagungsvoller wissenschaftlicher Genauigkeit und Umsicht.

Wenn wir einige Einzelheiten herausgreifen, so mag damit gezeigt werden, wie sehr die schweizerische Römerforschung Anlaß hat, sich auf Schritt und Tritt mit diesem Werke auseinanderzusetzen. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß man hier die Ziegelstempel der Windischen Legionen und Hilfstruppen (I, 97. 101. 196. 208 f. 230) sowie die der einheimischen Kohorten im Reichsdienst (I, 194. 211) bereits mit den neuen Signaturen zitiert findet, die sie in der von Stein bearbeiteten Fortsetzung von Band XIII des *Corpus inscr. Lat.* tragen werden. In der verwaltungsgeographischen Einleitung bespricht Stein (I, 12 ff.) sehr scharfsinnig die vielerörterte Frage, ob die Helvetier und die Rauriker der belgischen oder der obergermanischen Provinz zugeteilt waren; sein Entscheid fällt zugunsten der Germania superior. Während über dieses schwierige Problem das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen ist, hat Stein sicher mit Recht (I, 47 f.) die *statio Maiensis* des «gallischen» Einfuhrzolles, die einst Mommsen und Oechsli mit Magia (Maienfeld) gleichsetzten, nach Mais bei Meran verlegt. Die endgültige, auch den letzten Zweifel ausschließende Gewißheit verschafft uns der neuerdings von Richard Heuberger (zuerst in der Innsbrucker Monatsschrift «Der Schlern», 13. Jahrg., 1932, S. 200 f., dann in seinem Buche «Rätien im Altertum und Frühmittelalter», Bd. I, Innsbruck 1932, S. 233 ff. mit Taf. II) erbrachte und durch Photographie gestützte Nachweis, daß auf der im Zillertal nördlich von Patschins (westlich von Mais-Meran) gefundenen Inschrift aus dem Jahr 217 oder 246 trotz Mommsens irreführender Angabe («non satis appareat») tatsächlich *Maiensis* und nicht *Miensis* zu lesen ist. Den Sachverhalt erklärt Heuberger einleuchtend durch die Annahme, daß im 3. Jahrhundert Raetien dem gallischen Zollgebiet angeschlossen war, während für das 2. Jahrhundert durch die gleichfalls inschriftlich bezeugte Zollstation in Zürich (*statio Turicensis*) das Vorhandensein einer Zollgrenze zwischen Gallien und Raetien, also die Trennung des gallischen vom rätischen Zollsprengel erwiesen wird; eine verschiedene Regelung dieser Verwaltungsfrage zu verschiedenen Zeiten ist uns wie Heuberger wahrscheinlicher als die von Patsch vertretene, von Stein übernommene Meinung, daß

gleichzeitig an den Grenzen der Zollgebiete und innerhalb derselben an den Provinzgrenzen der Zoll erhoben worden sei.

Bemerkenswert ist Steins Urteil (I, 88, 12), es werde «vielleicht mit Recht» die Annahme vertreten, daß schon unter Augustus eine Legion ihren Sitz in Windisch gehabt habe, da es schwer falle zu glauben, daß damals der Schutz der Rheingrenze in der Schweiz ausschließlich Hilfstruppen habe anvertraut sein können. Die bisher angenommene Chronologie der Standorte der *ala Gallorum Indiana*, in der unter anderm ein Rauriker Dannicus Reiterdienste leistete, rückt Stein (I, 142) überzeugend zurecht: auf der Grabinschrift des Dannicus kommt kein Name *Flavius* vor, und somit fällt jede Nötigung weg, dieses Reiterregiment erst unter den Flaviern in Britannien einrücken zu lassen. Vielmehr kann es ebensogut bereits bei der Eroberung der Insel durch den Kaiser Claudius im Jahr 43 mitgewirkt haben wie der helvetische Stabsoffizier Julius Camillus aus Aventicum, der nach dem britannischen Feldzuge von Claudius zum zweitenmal dekoriert worden ist (*iterum*; die leider auch ins Corpus XIII, 4, p. 63, übergegangene Lesung Ritterlings ist unrichtig, was Stein II, 141 übersehen hat, vgl. Schweiz in röm. Zeit² 138, 1). Wiederholt werden muß, daß die einzige für den ältern Plinius wirklich bezeugte militärische Charge die eines *praefectus alae* gewesen ist und daß er diese laut Ausweis der versilberten Bronzescheibe aus Xanten im Hauptquartier des niederrheinischen Heeres bekleidet hat (vgl. Schweiz in röm. Zeit² 167, 1); alles andere, was Ritterling II, 145 anführt, schwebt in der Luft. Noch nicht wissen konnte Stein, daß der Name des Legionslegaten, unter dem die 21. Legion 47 n. Chr. im Lager von Vindonissa Bauten ausführte (II, 123, nr. 16), dank einer ganz kürzlich (19. Mai 1933) gefundenen und von Rudolf Laur-Belart glücklich gedeuteten Windischer Bauinschrift jetzt gesichert ist als *M. Licinius Senecio*. Irrigerweise wird I, 177 als der von Caecina im Jahr 69 benützte Alpenpaß der Simplon genannt statt des Großen St. Bernhard (*Poeninis iugis Tac. hist. 1, 61, Poenino itinere ebd. 1, 70*). In I, 91, 24 ist statt *Tac. hist.* zu lesen *Tac. ann. 1, 31. 36 f.*

Wenn angesichts der meisterhaften Schöpfung, die wir dem Triumvirat Ritterling-Stein-Groag verdanken, noch etwas zu bedauern bleibt, so ist es deren zeitliche Beschränkung auf die Periode des Prinzipats. Für das 4. und 5. Jahrhundert vermissen wir schmerzlich eine entsprechende Arbeit; niemand wäre besser befähigt sie zu leisten als gerade der hervorragende Kenner des römischen Spätreichs, Ernst Stein.

Basel.

Felix Stähelin.

Georg Löhlein, Die Alpen- und Italienpolitik der Merowinger im 6. Jahrhundert. Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von B. SCHMEIDLER und O. BRANDT. Bd. 17. 1932. Erlangen, Palm u. Enke. VIII u. 81 S.

Das Ausgreifen der Franken auf die Alpen und Italien im 6. Jahrhundert wurde samt den damit zusammenhängenden Fragen, so jener nach der

Beschaffenheit des byzantinisch-langobardischen Grenzschutzes kürzlich im Anschluß an Fedor Schneiders einschlägige Forschungen fast gleichzeitig von H. Dietze (Rätien und seine germanische Umwelt, Würzburger Dissertation 1931, S. 127—273), vom Verfasser der vorliegenden, von B. Schmeidler angeregten Abhandlung und von mir (Tiroler Heimat, n. F. 4, 1931, S. 137—173, Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum in Innsbruck 12, 1932, S. 27—50, Rätien im Altertum und Frühmittelalter, Bd. 1 [Schlernschriften 20] 1932, S. 135—138, 257—272) behandelt. Während Dietze — m.E. ohne Glück — danach trachtete, die Dinge teilweise in neuer Beleuchtung zu zeichnen, und ich versuchte, durch Sonderuntersuchungen im einzelnen neue Erkenntnisse zu gewinnen, beschränkte sich Löhlein — als angehender Historiker gewiß mit Recht — im wesentlichen darauf, unter sorgfältiger Auswertung der Quellen und des einschlägigen Fachschrifttums eine dem heutigen Stand unseres Wissens entsprechende Darstellung zu liefern. Diese bescheidenere, aber durchaus nicht leichte Aufgabe hat er mit großem Fleiß und Geschick gelöst. Gewiß kann man verschiedene Ereignisse und Verhältnisse anders beurteilen als er. Auch läßt sich wohl behaupten, daß er bei noch stärkerer Berücksichtigung des Schrifttums gelegentlich vielleicht zu einer andern Auffassung oder zur Erkenntnis geführt worden wäre, daß manche von ihm übernommene Annahmen früherer Forscher zum mindesten einer gründlichen Nachprüfung und etliche umstrittene Fragen einer selbständigen Stellungnahme bedurft hätten. Allein es wäre ungerecht, einer Doktorschrift hieraus einen Vorwurf zu machen. Andrerseits hat Löhlein zweifellos in mancher Hinsicht unsere Kenntnisse vertieft und erweitert. Seine Abhandlung macht — um es zusammenfassend zu sagen — der wissenschaftlichen Schulung ihres Verfassers alle Ehre und sie unterrichtet zuverlässig über den Stoff, dem sie gilt.

Innsbruck.

Richard Heuburger.

Die Burgen und Schlösser der Schweiz. III Kanton Solothurn von BRUNO AMIET. IVa Baselstadt und Baselland I von CARL ROTH. V und VI Thurgau I u. II. Basel, Emil Birkhäuser, 1930—32.

Das neue groß angelegte schweizerische Burgenwerk ist in den letzten Jahren rüstig vorwärts geschritten. Zu den Kantonen der Urschweiz, die in den beiden ersten Teilen behandelt wurden, sind nun vier weitere Bände hinzu gekommen, die den Kanton Solothurn und den Kanton Thurgau vollständig behandeln und vom Kanton Basel den ersten Teil bringen. Damit ist bereits eine Grundlage für ein einigermaßen sicheres Urteil über das von dem Präsidenten des Schweizerischen Burgenvereins, Architekt Probst in Zürich, geleitete Unternehmen möglich.

Der zuerst erschienene Band über den Kanton Luzern hat ja bekanntlich mit seinem geradezu hoffnungslosen Inhalt trotz der guten Ausstattung zu berechtigten Zweifeln Anlaß geben können. Die seither erschienenen Bände sind nun nicht nur alle gleichmäßig hervorragend ausgestattet, son-

dern sie bieten auch in ihrem Text allen berechtigten Ansprüchen Befriedigung. Sie sind alle von guten Sachkennern bearbeitet und in jeder Beziehung einwandfrei.

Die Anlage aller Bände ist ziemlich gleichmäßig. Eine Einleitung gibt eine kurze Einführung in die Territorialgeschichte des Kantons und eine Übersicht über das Burgenwesen insgesamt; den zweiten Teil bildet ein alphabetisch angeordnetes Burgenlexikon. Der Text ist im allgemeinen knapp gehalten, unter Verzicht auf jedes wissenschaftliche Beiwerk, das durch ein Literaturverzeichnis einigermaßen ersetzt wird. Die Einleitungen für die Bände Solothurn und Thurgau beschränken sich demgemäß auf wenige Seiten, während der Verfasser des Basler Bandes, Dr. Carl Roth, seinem Werk eingehendere Ausführungen über die mittelalterliche Geschichte und den Gesamtcharakter des Burgenbaus im Sissgau vorausschickt. Im Burgenlexikon sind die einzelnen Burgen natürlich auch nur sehr knapp besprochen, wenn auch einzelne besonders hervorragende oder besonders gut erhaltene Bauten eingehender gewürdigt werden. Mindestens ebenso viel Gewicht wie auf den Text wird jedoch auf den Bilderteil gelegt, der auch dem Umfange nach fast die Hälfte des Raumes einnimmt. Die wirklich durchwegs hervorragend ausgeführten Bilder geben einsteils bisher unbekannte oder wenig bekannte alte Ansichten und Zeichnungen der Burgen, andersteils neue sehr wirksame photographische Aufnahmen. Diese Ansichten werden für die wichtigern Burgen durch einfache, gut verständliche Grundrisse ergänzt. So wird der Text wirklich in vorzüglicher Weise verdeutlicht und anschaulich gemacht. Am Schluß der Bände findet sich schließlich noch jeweils eine Skizze, die die geographische Verteilung der besprochenen Burgen nachweist.

Man darf ruhig sagen, daß auf diese Weise eine anschauliche und gemeinverständliche Darstellung zustande gekommen ist, die trotzdem wissenschaftlich einwandfrei ist. Das Werk ist so wirklich geeignet, für die baulichen Zeugen des mittelalterlichen Feudalismus in breiten Kreisen Interesse und Verständnis zu wecken.

Sachlich können die hier zur Besprechung vorliegenden Bände nicht so viel Neues bieten, wie das für den Kanton Luzern der Fall hätte sein können und wie es für einen Teil der Urschweiz in dem betreffenden Bande wirklich der Fall war. Für alle drei Kantone liegen eben seit längerer Zeit schon wichtige Vorarbeiten oder umfassende Darstellungen vor. Über die Burgen des Sissgaus hat Walter Merz sein großes 4bändiges Werk veröffentlicht, für Solothurn und den Thurgau sind gerade die beiden einzige erschienenen Bände der alten Reihe der schweizerischen Kunstdenkmäler von Rahn vorhanden. Natürlich sind jedoch die neuen Burgenbände durch mancherlei neu gewonnene Aufschlüsse bereichert, was sich vor allem den nun schon 40 Jahre alten Rahn'schen Bänden gegenüber bemerkbar macht.

VASELLA OSKAR, *Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur mit besonderer Berücksichtigung des Klerus. Vom Ausgang des 13. Jahrhunderts bis um 1530.* 62. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. Jahrgang 1932. S. 1—212.

Dr. Oskar Vasella, Dozent an der Universität Freiburg i. Ue., hat mit dieser Abhandlung eine Aufgabe in Angriff genommen, von der gesagt werden darf, sie habe sich aus der Einsicht in wesentliche Zusammenhänge und Voraussetzungen des größten geistesgeschichtlichen Ereignisses unserer Geschichte, nämlich der Reformation, notwendigerweise ergeben müssen. Darin liegt die allgemeingeschichtliche Bedeutung der Untersuchungen Vasellas.

Der Blickpunkt, auf den der Verfasser sich in all seinen Feststellungen und Erörterungen richtet, ist also die Reformation. Er möchte den Nachweis führen, daß die Glaubensspaltung nicht eine Scheidung bedeutet hat zwischen wissenschaftlicher Bildung und Fortschritt auf dem Gebiete des Wissens auf der einen Seite und der Unzulänglichkeit des Wissens und Bildungsstrebens auf der andern Seite. Es soll also gezeigt werden, daß bei der maßgebenden Schicht unter den Anhängern des alten Glaubens die Bildungsmöglichkeiten der Zeit fruchtbar gemacht worden seien.

Vasella legt uns den Versuch einer Geschichte der lokalen Schulen vor, beschäftigt sich dabei besonders eingehend mit der Bedeutung der Churer Domschule und widmet den Hauptteil seiner Untersuchungen der Frequenz der Hochschulen durch die Geistlichen der Diözese Chur, er bestimmt den Anteil der verschiedenen Gebiete des Bistums am Universitätsbesuch und läßt sich besonders angelegen sein, die Bedeutung des Hochschulstudiums für das Domkapitel klarzulegen.

Seine Ergebnisse bauen sich auf 1. aus der Zusammenstellung der Studenten aus den Universitätsmatrikeln, welche ergänzt werden durch die Promotionsakten, 2. aus den Personalnachweisen und 3. aus der statistischen Zusammenstellung und Auswertung dieser Nachweise. Diese Grundlagen hat Vasella mit bewundernswertem Fleiß, großer Umsicht und durchaus sachkundiger Quellenkritik gelegt. Das sei gleich zu Anfang gebührend hervorgehoben.

Im folgenden sollen einige Hauptergebnisse der Arbeit Vasellas namhaft gemacht werden.

Die Domschule. Ihre urkundlich nachweisbaren Anfänge gehen ins 10. Jahrhundert zurück. Sie steht unter der Leitung des Scholastikus, der seit dem 13. Jahrhundert zu den Domherren gehört. Inhaber des Lehramtes ist der Schulmeister. Auch er nimmt eine sehr angesehene Stellung ein. Von den Schulmeistern sind bis ins 16. Jahrhundert nur 2 Einheimische, von den Scholastikern die Hälfte. «Über den Unterricht läßt sich kaum etwas sagen, was Chur eigen gewesen wäre». Der Lehrplan sah einen

4jährigen Studiengang vor. Die Priesteramtskandidaten wurden nach der Annahme Vasellas getrennt unterrichtet. Viele Geistliche empfingen, auch nachdem das Universitätsstudium eingesetzt hatte, an der Domschule ihre ganze Ausbildung. Vasella meint, der Unterricht an der Domschule hätte auch den Evangelischen genügt. Er schließt das aus einem Brief Comanders an Zwingli, in dem jener seiner Sorge Ausdruck gibt, wenn nicht bald wieder ein evangelischer Schulmeister als Ersatz für den an der Pest gestorbenen Salzmann gefunden würde, so könnten seine Pfarrkinder zu den Papisten in die Schule gehen. Vasellas Schluß aus dieser Äußerung auf die Leistungsfähigkeit der Domschule ist gewiß nicht zwingend. Anfechtbar ist doch wohl auch sein Urteil, es sei nicht so sehr die Einsicht gewesen, man müsse das Wissen heben, als vielmehr der Kampf um das eigene Leben, welcher zu den protestantischen Schulgründungen geführt habe. Man wird die beiden Motive nicht vollständig von einander trennen können und die Bedeutung des ersteren jedenfalls nicht so ganz gering schätzen dürfen.

Auffallend ist die geringe Schülerzahl, welche Vasella für die Domschule in den Jahren 1517—1522 errechnet. Nachweisbar sind für diese Jahre nur 22 Schüler. Wenn man diese Zahl mit dem Verfasser auch verdoppelt, so wäre diese Frequenz immer noch bescheiden, wenn man bedenkt, daß hier auch Laien ihre Schulbildung empfingen und ein großer Teil der Geistlichen auch nach dem Einsetzen des Universitätsstudiums an der Domschule die ganze Ausbildung erhielt.

Unter den Schülern sind alle Talschaften vertreten, besonders stark das Engadin.

Neben der Domschule bestand im Bistum Chur noch eine ganze Reihe von Schulen: in Chur die Stadtschule, die Pfarrschule zu St. Martin, die Schule zu St. Luzi, in Maienfeld eine Stadtschule, wahrscheinlich bestand auch in Ilanz eine Schule; außerhalb Graubündens steht Feldkirch mit einer Lateinschule, an der auch Geistliche ausgebildet wurden, und einer deutschen Schule an der Spizie.

Das Universitätsstudium. Die Zahl der Studenten aus dem Bistum Chur, welche Vasella aus den Universitätsmatrikeln (ergänzt durch die Promotionsakten) festgestellt hat, ist recht erheblich und hält den Vergleich mit andern Bistümern aus. Diese Tatsache ist umso bemerkenswerter, als die Schwierigkeiten des Universitätsbesuchs für unser Bergland besonders groß waren. Den Höhepunkt erreichte der Universitätsbesuch im 1. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, um dann gleich darauf in den Jahren 1520—1530 auf den tiefsten Stand herabzusinken.

Eine Tradition im Besuch bestimpter Hochschulen hat sich nicht herausgebildet. Bologna wurde früh durch Erfurt (gegr. 1392) und Heidelberg (gegr. 1386) verdrängt. Ganz in den Vordergrund traten seit ihrer Gründung Freiburg (1455) und Basel (1460), seit dem Schwabenkrieg schieden sich die Bündner von den Vorarlbergern, die ersteren wanderten

von Freiburg nach Basel ab und umgekehrt die letzteren. Überraschend groß ist der Anteil des Vorarlbergs am Universitätsstudium und auch an den akademischen Lehrstellen. Feldkirch war auch ein wichtiger Platz im Buchhandel.

Der Verfasser betont, daß die große Zunahme im Universitätsbesuch am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts darauf zurückzuführen sei, daß die Nähe der Universitäten Freiburg und Basel stark dazu beigetragen habe, die Kosten des Studiums zu verringern (kürzere Reise). Dieses Moment mag eine gewisse Bedeutung haben, aber ausschlaggebend war wohl viel mehr der wirtschaftliche Aufstieg des Volkes in unserem Land in dieser Zeit, der sich auch auf den Besuch der übrigen Universitäten ausgewirkt hätte, wenn nicht die beiden nahen Hochschulen mit ihrem bürgerlich-bäuerlichen Charakter in der Zusammensetzung der Studentenschaft aufgekommen wären.

Die Geistlichen bildeten in den Jahrzehnten 1490 bis 1520 den größten Prozentsatz der Studenten, nämlich die Hälfte.

Zu bedauern ist, daß die ungünstige Quellenlage den Verfasser daran gehindert hat, den Besuch italienischer Universitäten, der für Graubünden sicher von erheblicher Bedeutung gewesen ist, ins gleiche Licht zu stellen, wie denjenigen der deutschen.

Die systematisch durchgeführten umfangreichen Untersuchungen, welche der Verfasser angestellt hat, ermöglichen ihm die zahlenmäßige Erfassung des Besuchs von Universitäten; in zahlreichen statistischen Übersichtstabellen sind sie niedergelegt.

Von den Churer Domherren haben danach auf Universitäten studiert: im 14. Jahrhundert 26,7 %, davon erlangten einen akademischen Grad 38 %; im 15. Jahrhundert 54,2 %, davon erlangten einen akademischen Grad 42 %; von 1500 bis 1530 76,3 %, davon erlangten einen akademischen Grad 58 %.

Es überwiegt bei weitem das artistische Studium, an zweiter Stelle steht das des kanonischen Rechts. Grade in der Theologie sind dagegen äußerst selten.

Vasella kommt zum Schluß, daß das Domkapitel bis zur Reformation diejenige Korporation gewesen sei, welche die meisten Gebildeten in sich zusammengefaßt habe, daß es infolgedessen der wichtigste Bildungsträger für das Bistum gewesen sei.

Von den Seelsorgegeistlichen des Bistums haben nach den Berechnungen Vasellas mindestens 41 % an Universitäten studiert; in den Jahrzehnten von 1490 bis 1520 hat der vierte Teil dieser studierenden Geistlichen den Grad eines Baccalars der freien Künste erlangt. Diese Zahlen lassen sich neben denjenigen anderer Bistümer sehr wohl sehen.

Das Studium der Theologie ist nur in ganz wenigen Fällen ergriffen worden. Es schloß erst an das artistische an und verlangte noch 5—6 Jahre Universitätsbesuch. Vasella meint, es habe wesentlich an den wirtschaft-

lichen Verhältnissen gelegen, wenn die Seelsorgegeistlichen, welche die Universitäten besuchten, sich meistens mit dem artistischen Studium begnügt hätten. Dieses umfaßte Logik, Physik, Naturkunde, Psychologie, Metaphysik, Ethik, Politik. Vasella ist geneigt, anzunehmen, daß für die seelsorgerliche Ausbildung an der Universität doch mehr geschehen ist. Ein direkter Nachweis dafür fehlt jedoch. Aus einem einzelnen Examensfall, von dem zudem gesagt wird, er habe nicht dem Üblichen entsprochen, kann gewiß nicht die allgemeine Folgerung gezogen werden, daß jeder Priesterkandidat sich über theologische Kenntnisse ausweisen mußte.

Große Bedeutung mißt der Verfasser der Schaffung einer Predigerstelle an der bischöflichen Kathedrale am Ende des 15. Jahrhunderts bei. Man begründete diese Maßnahme in Rom damit: das Volk Rätiens sei unwissend, weil es in berg- und waldreichem Lande wohne, in der Kathedrale aber, die vom Volke stark besucht werde, mangle die Predigt, der Unterricht im Evangelium und in der Lehre der Kirchenväter. Für den Verfasser wird hier « eine Welle sichtbar, die auf Hebung der Volksbildung drängt ». In der Schaffung der Predigerstelle sieht er die Frucht des Universitätsstudiums, welches das religiöse Leben stark belebt habe. Es sei nicht die Reformation gewesen, welche im Predigtwesen schöpferisch gewirkt habe. Mir scheint, der Verfasser gehe in seinen allgemeinen Urteilen da und dort in unzulässiger Weise über den Befund hinaus, der sich aus einer vorsichtigen Auswertung seiner Quellen ergeben würde.

Einwandfrei dürften Vasellas Feststellungen über den erheblichen Anteil nicht nur der Domherren, sondern auch der Seelsorgegeistlichen am Besuch der Universitäten sein.

Weiterer Abklärung bedürftig ist meines Erachtens die Frage, welche Bildungswerte sich der Klerus durch das artistische Studium, das, wie gesagt, der achte Teil der Geistlichen mit dem Baccalaureat abgeschlossen hat, erwarb, und welche Bedeutung dieser Universitätsbildung in der Entscheidung zwischen dem alten und dem neuen Glauben zukam. Die Beantwortung dieser Frage ist schwierig, da, wie Vasella selbst hervorhebt, die Nachrichten über eigentliche wissenschaftliche Betätigung oder über Bücherbesitz selbst von Domherren kläglich sind. (Es ist beizufügen, daß der Verfasser inbezug auf den letzteren Punkt doch ein paar gute, positiv zu wertende Beispiele von einfachen Geistlichen namhaft macht.)

Die wichtigsten Quellen für die Entscheidung der Hauptfrage werden immer die Nachrichten über die geistige Auseinandersetzung zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens bleiben.

Wesentliche Fragen bleiben ungelöst. Aber Vasella hat gute Fundamente gelegt, auf denen weiter gebaut werden kann, soweit die dürftigen Quellen es überhaupt zulassen. Der Verfasser hat sich durch seine gründlichen, umsichtigen und kritischen Forschungen die Anerkennung der Histo-

riker im allgemeinen gesichert und den Dank der bündnerischen Geschichtsfreunde im besonderen.

Fleiden.

P. Liver.

Le mariage palatin de Marguerite de Savoie (1445—1449), par ERNEST CORNAZ, tome XV de la seconde série des *Mémoires et Documents*, publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande.

Comme l'auteur le dit dans sa préface, le sujet traité dans ce volume peut paraître, au premier abord, étranger à notre pays. M. Cornaz a été amené à l'étudier en approfondissant l'histoire de la châtellenie de Cudrefin, qui présentait une lacune au milieu du XVe siècle, courte période pendant laquelle cette seigneurie a été soustraite à la souveraineté directe des ducs de Savoie: la cause première de cette interruption a été le mariage palatin de Marguerite de Savoie, soeur du duc régnant, et le règlement laborieux de sa dot.

Mais, cette étude a un autre intérêt, qui n'est pas purement local: elle illustre, par un exemple typique, un usage fréquent au moyen âge et qu'on désigne sous le nom d'*otage conventionnel*, et elle met en lumière la précarité des finances savoyardes au milieu du XVe siècle, et que l'établissement dispendieux d'une princesseachevait encore de désorganiser.

Marguerite de Savoie, dite parfois « la jeune », était fille d'Amédée VIII et de Marie de Bourgogne. Elle naquit à Morges en 1420, lors d'un séjour de sa mère dans cette ville. Toute jeune, on lui fit épouser, par contrat du 22 juillet 1431, Louis III d'Anjou, Comte de Provence, prétendant au royaume de Naples et roi titulaire de Jérusalem. Louis d'Anjou mourut en 1434, et ce ne fut qu'une année plus tard que la jeune reine, presque encore une fillette, revint auprès de son père.

En 1444 commencèrent les pourparlers d'un nouveau mariage, avec le comte palatin Louis IV. La dot prévue au contrat était de 125 000 florins du Rhin. Nous trouvons comme cautions de la dot, parmi les seigneurs romands, Jean comte de Fribourg et de Neuchâtel, François comte de Gruyère, Guillaume de Menthon, seigneur de Pont-en-Ogoz.

Alors débutèrent les difficultés sans fin pour le duc de Savoie de rassembler la forte somme de la dot. Les acomptes ne purent être versés aux échéances prévues, le duc remit en gage à Bâle des joyaux et de la vaisselle précieuse, et les cautions durent s'exécuter: les seigneurs savoyards et romands tiennent un premier otage conventionnel à Bâle en 1445. De nouveaux otages furent exigés en 1447 à Berne, Soleure et Bâle.

La mort du comte palatin, en 1449, ne termina pas ces pénibles tractations: il fallut encore régler la question du douaire, ce qui fit l'objet des accords de 1451.

Marguerite de Savoie se remaria une troisième fois, en 1453, avec Ulrich V Comte de Württemberg. Ce mariage impliqua ce dernier dans des guerres malheureuses qui eurent pour origine l'opiniâtreté avec laquelle il poursuivait ses prétentions quant à la dot et au douaire de sa femme, qui mourut enfin à Stuttgart en 1479.

Se fut précisément pour payer cette dot que le duc de Savoie songea à vendre sa châtellenie de Cudrefin au comte de Neuchâtel, en 1446 déjà. Les pourparlers furent longs et aboutirent à une vente en 1449, avec droit de rachat, qui fut exercé en 1453 par Anne de Chypre, femme du duc Louis de Savoie.

Le livre de M. Cornaz est plein de pages très vivantes sur le transport des joyaux du duc à Bâle, le voyage et la vie des otages, la détresse financière du duc de Savoie.

Ce livre est surtout précieux en ce qu'il publie toutes les pièces justificatives importantes; c'est-là même la plus grosse partie du volume. L'illustration enfin n'a pas été négligée. Les dessins de sceaux de M. Galbreath, notamment, sont remarquables.

Fribourg.

B. de Vevey.

ARTHUR PIAGET, professeur à l'université de Neuchâtel, directeur du séminaire d'histoire de la Réformation; GABRIELLE BERTHOUD, licenciée ès lettres, avec la collaboration du Séminaire d'histoire de la Réformation, *Notes sur le Livre des Martyrs de Jean Crespin*. Neuchâtel, Secrétariat de l'Université (Publication de l'Université de Neuchâtel, Faculté de Théologie). 1930. 272 pages, in-8°.

On connaît peu, aujourd'hui, le « Livre des Martyrs » de Jean Crespin, qui eut un tel retentissement à son époque et suscita plusieurs répliques indignées des adversaires du protestantisme, à une époque où il était difficile et rare d'être modéré dans ses opinions.

Le volume que font paraître M. Piaget, Mlle Berthoud et leurs collaborateurs est bien intitulé: « Notes sur le Livre des Martyrs »; il répond à plusieurs problèmes posés par le livre de Crespin, en plusieurs chapitres indépendants. Mais l'unité de cette étude existe dans l'objet de sa critique: la bonne foi de Crespin, de ses imitateurs et défenseurs et de ses adversaires. L'étude s'étend ainsi à d'autres œuvres que le « Livre des Martyrs » et parcourt toute l'histoire des persécutions contre la religion réformée.

Après une mise au point sur les péripéties de la première édition du livre de Crespin (Crespin s'était réfugié de France à Genève, où il était devenu imprimeur, et édait lui-même son livre), et un exposé sur son contenu et son développement au cours des nombreuses éditions successives qu'il a eues (Chap. I et II), les auteurs s'attachent à la partie la plus originale du livre: les écrits des martyrs (Chap. III).

La question qui se pose est celle-ci: « Comment Crespin a-t-il pu se procurer, avec une telle abondance et une telle précision, non seulement le texte des interrogatoires et des procédures, mais les lettres des martyrs à leurs parents et à leurs amis, leurs confessions et leurs dernières paroles? » (p. 28). Avant d'avoir entrepris son travail, — la première édition est de 1554 — il n'a pu réunir que des renseignements incomplets, et même depuis cette date, la tâche restait difficile; Crespin l'avoue lui-

même (p. 31). Il est vrai qu'il demandait, dans son livre même, des sources à tous les protestants, et qu'il en obtint certainement en assez grande quantité; mais c'étaient des détails sur les dates, les lieux, les circonstances des arrestations et des exécutions, quelquefois les dernières paroles des martyrs; quant aux enquêtes et interrogatoires, il était plus difficile de s'en procurer, et pour les lettres, elles restent la partie la plus douteuse de l'oeuvre de Crespin. Les auteurs des « Notes... », dans leur critique, font le raisonnement suivant: Crespin nous met sous les yeux des lettres d'une longueur surprenante pour des prisonniers retenus dans une basse-fosse, les mains souvent liées, n'ayant quelquefois pour encre que leur sang. Ces lettres font preuve d'une érudition remarquable pour des gens dont beaucoup étaient de petits artisans; passe pour la connaissance de la Bible, lue, relue et sue par coeur par ces premiers protestants; mais ils peuvent citer avec exactitude des pères de l'Eglise, des historiens, etc. Après avoir examiné un certain nombre des cas cités par Crespin, un jugement s'impose: Crespin arrangeait les écrits des martyrs qui lui parvenaient; il avoue, d'ailleurs, l'avoir fait pour des interrogatoires. Et pourtant il proteste de sa bonne foi et de sa fidélité aux documents! — C'est qu'il faut juger Crespin dans son époque et non dans la nôtre; ses contemporains avaient-ils plus de scrupules? Et, du reste, son livre est une oeuvre de propagande et non d'histoire.

Après ce chapitre important, on fait connaissance avec un autre défenseur des réformés, le pasteur Des Marets, qui prend pour base le livre de Crespin pour écrire son « Histoire Abrégée des Martyrs Français » en 1684, prévoyant une nouvelle crise de la Religion. On allait en effet assister à la révocation de l'Edit de Nantes. Puis on passe aux antimartyrologes. Et c'est dans ces écrits qu'on reconnaît tout le bruit que faisait le « Livre des Martyrs » dans les pays de langue française et la puissance de propagande qu'il possédait; l'aurait-on autrement attaqué si violemment? On voit en outre que, si Crespin a arrangé les récits des martyrs, les faits qu'il cite sont au moins justes et qu'il avait un certain scrupule historique; tandis que les auteurs d'antimartyrologes, surtout Jacques Severt, sont avant tout des mauvaises langues, qui font parfois de grosses erreurs alors qu'ils attaquent Crespin pour un détail.

Dans un nouveau chapitre, les auteurs ont cherché à donner une idée générale de la situation des martyrs et des supplices qu'on leur infligeait; les renseignements, groupés par rubriques en ordre alphabétique, sont tirés du récit de Crespin pour autant que ses données sont sûres, complété par quelques autres sources. Cette sorte de table donne une idée assez nette des conditions de vie faites aux réformés et permet de retrouver facilement un détail de procédure, un renseignement sur les coutumes de temps. Enfin, en étudiant de plus près le sort de quelques martyrs neuchâtelois, les auteurs nous rappellent que leur ouvrage est publié à l'occasion du quatrième centenaire de la Réforme neuchâteloise.

D'un style rapide, incisif dans la critique, ces « Notes ... » ce lisent facilement; on en retire une idée nette des ouvrages étudiés. Mais l'intérêt dominant du livre qui porte la marque du talent et de la perspicacité du professeur Arthur Piaget réside dans la méthode critique qu'il propose et qu'il applique avec bonheur. C'est par un excès de modestie que ces « Notes » sont présentées dans la préface, comme un travail d'approche. Ce qui est vrai c'est qu'il fournit les moyens les plus sûrs d'une étude complète du « Livre des Martyrs » de Crespin.

Genève.

Marie Jeanne Mercier.

PAUL BRÜSCHWEILER, *Die landfriedlichen Simultanverhältnisse im Thurgau.*
1932, Verlag von Huber & Co. A. G., Frauenfeld. 252 S.

Beim Erscheinen dieser Arbeit standen im Thurgau noch 26 Kirchgebäude in Mitbenützung der evangelischen und römisch-katholischen Landeskirche. Inzwischen ist dasjenige von Affeltrangen durch Vertrag in das Alleinbenutzungsrecht der Evangelischen übergegangen. Mehrheitlich dienen diese paritätischen Kirchen beiden Bekenntnissen zur Ausübung aller gottesdienstlichen Handlungen und kirchlichen Gebräuche. Eine geringere Anzahl steht dem einen oder andern Konfessionsteil nur zu beschränkter Benützung offen. Noch heute wird durch ein kantonales Gesetz, also durch öffentliches Recht die Behandlung von Streitigkeiten über paritätische Kirchgemeindeverhältnisse geregelt. Dies geschieht im allgemeinen durch die paritätische Administrativkommission erst- und durch den Regierungsrat zweitinstanzlich. Nur die Streitigkeiten über das Eigentum, die Verwaltung und Verwendung von Fondationen privatrechtlicher Natur werden dem Zivilrichter zugewiesen. Dagegen enthalten das geschriebene kantonale, eidgenössische und landeskirchliche Recht keine materielle Bestimmungen über den Inhalt der Rechte in den paritätischen Kirchgemeinden. Der Richter muß also die Rechtsquellen anderswo suchen.

Die vorliegende Arbeit zeigt diese Quellen auf. Sie macht es sich zur Aufgabe, die rechtliche Seite dieser außerordentlichen Gemeinschaftsverhältnisse darzustellen und das geltende Recht festzustellen. Damit erfüllt sie einen hervorragend praktischen Zweck. Sie wurde aber damit im wesentlichen zu einer rechtshistorischen Untersuchung. Denn diese Verhältnisse wurden einheitlich in den gemeinen Herrschaften durch den *zweiten Kappeler Landfrieden* vom 16. November 1531 geschaffen, die meisten im Thurgau in der Zahl von 35, ungefähr der Hälfte der damaligen Pfarrkirchen. Dieser Landfrieden gestattete den vorhandenen oder neu sich bildenden katholischen Minderheiten die Mitbenützung der reformierten Kirchen für ihren Kultus (Simultangebrauch) und räumte ihnen gewisse Rechte auf das übrige Kirchenvermögen ein. Die Gesamtheit der dadurch zwischen den beiden Konfessionsteilen einer Gemeinde entstehenden Rechtsbeziehungen nennt der Verfasser Simultanverhältnis. Dieses war nicht paritätisch, sondern zu Gunsten der Katholiken geschaffen worden,

nur vorübergehend gedacht, d. h. bis zur Rückkehr der Evangelischen zur Mutterkirche. Der *vierte Landfrieden* von 1712 schuf keine neuen Simultanverhältnisse, garantierte aber den Bestand der unter dem zweiten Landfrieden entstandenen. Dieser Friedensvertrag enthält eine grundgesetzliche Ordnung der Glaubens- und Kultusverhältnisse im Thurgau und in den übrigen gemeinen Herrschaften und gestaltete sie im Sinne der *Parität* um. Das evangelische Bekenntnis steht dem katholischen nicht mehr als Sekte, sondern gleichberechtigt als Kirche gegenüber. Der Staat macht in dieser Richtung im Interesse des konfessionellen Friedens Hoheitsrechte gegenüber beiden Konfessionen geltend. Die überkommenen imparitätischen Verhältnisse werden entsprechend abgeändert, auch für künftige Veränderungen gilt die Parität. Die Konfessionen erhalten Vertragsfreiheit. Als Rechtsquelle für die noch bestehenden 26 resp. 25 landfriedlichen Simultanen gilt deshalb nach den eingehenden Untersuchungen des Verfassers immer noch der *vierte Landfrieden* von 1712, soweit nicht Verträge oder abweichende Übung (Vertrags- und Gewohnheitsrecht) abweichende Rechtsbeziehungen geschaffen haben. Diese Grundsätze sind vom kantonalen Gesetzgeber stillschweigend übernommen worden. Der Verfasser gibt bis Seite 201 eine ausführliche Rechtsgeschichte der landfriedlichen Simultanverhältnisse. Das geltende Recht konnte kürzer gehalten werden, da das 19. Jahrhundert und die Neuzeit kein neues objektives Recht brachte, sondern sich auf die Spruchpraxis und neue Verträge beschränkte.

Der Verfasser, der diese Arbeit als Dissertation schuf, ist kurz vor der Vollendung seiner Studien gestorben. Dieselbe ist umfassend angelegt und im wesentlichen abgeschlossen. Von allen Seiten, allgemein, historisch, politisch, dogmatisch und gesetzgeberisch wird das Thema behandelt. Die zahlreichen schwierigen Probleme, welche das landfriedliche Simultanverhältnis aufgibt, werden mit großer Gründlichkeit und mit gereiftem Urteil beleuchtet. Der rechtshistorische Teil, der an die Reformation anschließt, bildet eine wertvolle Ergänzung zur neueren Literatur über die Reformation. Dem Praktiker zeigt sie die Rechtsquellen auf und gibt Wegleitung für die tägliche Praxis in den paritätischen Kirchgemeinden und für die Rechtssprechung. Zudem regt die Arbeit zu den noch mangelnden lokalen Einzeluntersuchungen an. Die besonderen Umstände bei der Herausgabe haben es mit sich gebracht, daß einige kleinere Lücken vorliegen und das Vorhandene nicht ganz gleichmäßig durchgearbeitet ist. Sie vermögen aber dem Wert des Ganzen keinen Eintrag zu tun. Durch einen kurzen nachträglichen Anhang von dritter Seite könnten übrigens diese Lücken, die Darstellung der staatskirchlichen Verhältnisse von 1814 bis in die Neuzeit noch ergänzt, namentlich der praktisch wichtige Abschnitt über die vermögensrechtlichen Beziehungen und das Eigentum an den Kirchengebäuden vollendet und der mehrfach zitierte, aber in Beilage I nicht abgedruckte Art. 7 des zweiten Landfriedens noch beigefügt werden; dies umso mehr,

als das bezügliche Material vom Verfasser gesammelt vorliegt. Die Veröffentlichung dieser Abhandlung ist deshalb mit Recht nicht nur aus Gründen der Pietät, sondern um ihrer Qualitäten und ihrer praktischen Bedeutung willen zu begrüßen.

Frauenfeld.

Robert Keller.

MARIO VIORA, *Storia delle leggi sui Valdesi di Vittorio Amadeo II.* Bologna 1930, Nicola Zanichelli. XXV und 429 S. (Biblioteca della rivista di storia del diritto italiano, Nr. 4.)

Viora, ein junger Rechtshistoriker der Universität Sassari (Sardinien) hat schon in mehreren Abhandlungen das Verhältnis der Waldenser zur römischen Kurie und zum piemontesischen Staat nach der rechtlichen Seite hin untersucht. Diese Arbeit ist verdienstlich und überaus interessant, weil sie erstens getan wird von katholischer Seite her, während der weitaus größte Teil der bisherigen diesbezüglichen Literatur von waldensischen Autoren stammt, oder wenigstens von solchen, die ein irgendwie apologetisches Interesse zu gunsten der Waldenser beherrschte. Viora will nun die Forschung, wie er im Vorwort des vorliegenden neuesten Buches sagt, auf die Ebene reiner historischer Objektivität erheben, und das apologetische Moment seinerseits völlig ausschließen. Die Konfrontation zwischen der Waldenserliteratur und dem Buch des katholischen Forschers ist deshalb von großem Interesse. Zum andern ist die Arbeit sehr verdienstlich, weil ihr ein sehr umfangreiches Quellenmaterial zugrunde liegt. Viora gibt nichts wieder, ohne nach Möglichkeit die Quellen befragt zu haben. Er hat zu diesem Zweck die Archive von Turin und Bern, das Vatikanische Archiv und das Archiv der Waldenser (tavola Valdese) u. a. m. durchforscht, sodaß z. B. der gesandtschaftliche Briefwechsel des Herzogs Viktor Amadeus II., auf weite Strecken vollständig erhalten, ein fortgesetzt helles Licht auf den chronologischen Ablauf der Geschehnisse wirft, die nun in geschlossener Reihenfolge vor uns treten, wie sie bisher kein anderes Buch vermittelte. Trotzdem Viora Rechtsgeschichte schreiben will, lesen sich ca. zwei Drittel des Buches als prachtvoll flüssige Geschichtsschreibung, deren Aussagen unter dem Strich durch die ausgeführten Belege aus den Archivforschungen belegt sind. Viora ist durch den Befund der ihm vorliegenden Literatur gezwungen worden, einen Neubau auf Grund der Quellen aufzuführen, in ständiger kritischer Auseinandersetzung besonders mit den wissenschaftlichen Historiographen der Waldenser (Muston, E. Comba). Dieser Neubau hat freilich keinen neuen Grundriß erhalten, der von der früheren Historiographie geschaffene ist offensichtlich richtig abgesteckt, es sind Details in Einzelfragen, die mit ausgedehnter Akribie erörtert und richtiggestellt werden.

Demzufolge hat Vioras Werk für den Schweizer, zumal den protestantischen, noch ein besonderes Interesse. Es handelt ausführlich über die Verhandlungen, die zwischen Turin und der schweizerischen Tagsatzung wegen der Emigration der Waldenser anno 1686 geführt wurden. Die Gesandten-

tätigkeit Kaspar's und Bernhard's von Muralt von Zürich und Bern rückt in plastisches Licht, umso willkommener als seit Mörikofers « Die Evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz 1876 » diese Zusammenhänge keine Darstellung mehr erfahren haben. Viktor Amadeus II., der unter dem Drucke Ludwigs XIV. gezwungen wurde, die Waldenser zu verfolgen und wenn möglich auszurotten, erließ am 31. Januar 1686 das berühmte Edikt, in dem er die bisher geübte Toleranz gegen die Waldenser aufhob und die Rekatholisierung der Waldenser befahl, unter Androhung der Todesstrafe, falls ihre Führer nicht innert 14 Tagen sich bekehrten oder auswanderten. Der erste Hilferuf der Waldenser ging zu den evangelischen Orten der Schweiz, die mit der sofortigen Abordnung der zwei Muralt nach Turin antworteten. Die immer neuen Bemühungen derselben am verlegenen Hof, die Ratschläge an die in ihren Tälern sich beratenden, aber in zwei Meinungen sich trennenden Waldenser, die Erfolglosigkeit ihrer Intervention mit der beginnenden kriegerischen Verfolgung der Waldenser, zeigen ein schönes Stück diplomatischer Geschichte des 17. Jahrhunderts. Mit dem Edikt vom 3. Januar 1687 (Erlaubnis der Auswanderung der Waldenser in die Schweiz zum Zweck der völligen Rekatholisierung der Waldensertäler) beginnt die uns bekannte Epoche, die Zeit der Aufnahme der Flüchtlinge in den reformierten Orten, vorab in Genf und Bern. Mit Genuß liest sich, was Viora erzählt über die Arbeit der Teiltagsatzung der evangelischen Orte und das erneute Eingreifen der zwei von Muralt, das schließlich dazu führt, den Fürsten aufzufordern, die Waldenser über die Grenzen nach der Schweiz auswandern zu lassen, was nach vielen mühseligen Verhandlungen endlich geschehen kann. Wertvoll ist die Darstellung des weitern Verlaufs dieses leidvollen Exils, wie die Waldenser aus der Schweiz weiterwandern müssen in die evangelischen Staaten des Reichs, der Nöte und Schwierigkeiten, die daraus von vertriebenem Volk und seinem intoleranten Fürsten her für die evangelischen Kantone erwachsen, ebenso der verschiedenen Fäden, die allmählich zum « glorioso rimpatrio » führen. Wir erwähnen schließlich noch die Stellen des Buches, in denen die Loslösung Viktor Amadeus' vom Sonnenkönig sich vollzieht, und ersterer versucht, sich die Hilfe der ganzen Eidgenossenschaft zu erwerben für den Krieg gegen Frankreich. Hier, wie in den schon erwähnten Zusammenhängen, soweit sie unser Land berühren, wird recht deutlich, welch ein Spielfeld landesfremder Diplomatie die konfessionell getrennte Schweiz damals war; aber auch die Staatskunst der Eidgenossen früherer Jahrhunderte verdient unsere volle Aufmerksamkeit in diesem Werk eines Italieners. Mit diesen wenigen Hinweisen müssen wir uns begnügen.

Sachlich, d. h. *rechts* geschichtlich, stellt Viora die Auswanderung als *beneficium emigrationis* dar, das Ludwig XIV. den Reformierten Frankreichs gerade nicht einräumte. Viora sieht in der Emigration eine Wohltat, eine außerrechtliche, rein humane Maßnahme, um den akatholischen Waldensern den gemäß den Edikten rechtlich konsequenten Weg des Martyriums oder der Glaubensverleugnung zu ersparen. Ferner ist er der

Meinung, daß es sich keineswegs um eine Religionsverfolgung handle bei der Auswanderung, sondern um eine Polizeimaßnahme der Staatsgewalt gegenüber den renitenten Untertanen. Wir spüren in all diesen Gedanken-gängen die systematische Stellungnahme zur Geschichtsschreibung der waldensischen Autoren, die aber trotz der versprochenen Objektivität gelegentlich über das Ziel hinausschießt. Abgesehen von den eingangs erwähnten historisch-dokumentarischen Detailfragen und ihrer Richtigstellung, bleibt eine gewisse starke Spannung bestehen zwischen den zwei Darstellungs-weisen, die von diametralen Ursprüngen kommen. Deshalb wird von Vioras Werk neue Anregung ausgehen, womit auch einer seiner Zwecke erreicht ist. Nicht verschwiegen sei die Frage, welche Stellung eigentlich die römische Kurie in den Zusammenhängen dieses Buches spielt. Sie ist trotz aller Einzelarbeit nicht ganz durchsichtig. Wenn Viora z. B. den Versuch unter-nimmt, die Intoleranz der Kurie der Kardinaldiplomatie zuzuschreiben, die im Jahre 1694 das Toleranzedikt des diplomatischen Fürsten mit aller Gewalt verunmöglichen wollte, um den milden Innocenz XII. zu entlasten, so mutet diese Verteidigung keineswegs sachlich an. So flackert auch das Urteil über den sabaudischen Fürsten selbst in Farben, die nicht immer zusammen passen! Aber diese sachlich bedingten Anmerkungen tun dem schönen und interessanten Werk Vioras keineswegs Abbruch, sondern wir möchten hoffen, daß von Seite der katholischen wie der waldensischen Forschung die An-strengungen um ein letztlich klares Bild weitergepflegt werden.

Rüderswil.

Emil Blaser.

JEAN-R. DE SALIS, *Sismondi 1773—1842. La vie et l'œuvre d'un cosmopolite philosophe*. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion. Berne, A. Francke, 1932. XVI + 482 p. in-8^o¹.

Dans un gros *in octavo* de près de cinq cents pages (sans compter des lettres et documents inédits, publiés en appendice), M. Jean R. de Salis, docteur ès lettres, nous donne une étude fort riche et suggestive sur l'historien genevois. La tâche qu'il a su mener à chef était énorme: Car nous disons: l'historien, mais Sismondi fut encore un philosophe et un économiste, il joua d'autre part un rôle politique, soit sur le théâtre modeste de sa

¹ Voir aussi du même auteur: *Sismondi 1773—1842, Lettres et documents inédits suivis d'une liste des sources et d'une bibliographie*. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion. Berne, A. Francke, 1932. XII, 80 p. in-8^o. Dans cet ouvrage, indispensable pour toutes les études qui à l'avenir auront Sismondi pour objet, M. de Salis signale (p. 57) l'important fonds de manuscrits conservé à Pescia par la famille Desideri. Ces documents se trouvent actuellement à la bibliothèque communale de Pescia (Toscane). C'est dans le courant de l'année 1931 qu'ils ont été acquis par la Caisse d'Epargne de Pescia et donnés par elle à la Bibliothèque communale. (Voir *Corriere della Sera*, 2 juillet 1931.)

Aux ouvrages relatifs à Sismondi mentionnés dans la bibliographie (p. 69—75), il faut ajouter: Antony Babel, *Sismondi et les origines de la législation du travail*. Genève 1927, in-8^o.

ville natale, soit à Paris, pendant les Cent-jours, et, familier de Mme de Staël, correspondant de la comtesse d'Albany, lié d'une façon parfois étroite avec une foule d'hommes éminents, il tint dans la société cosmopolite de son temps une place réellement considérable. Tout cela, M. de Salis devait l'étudier, le montrer, le faire revivre, et ce lui était difficile d'autant plus que l'auteur de *l'Histoire des Républiques italiennes du moyen âge* déploya presque jusqu'à son dernier jour une étonnante activité d'écrivain.

Il eût été presque miraculeux que M. de Salis réussît également dans toutes les parties, très diverses, de son livre. Il faudrait être bien sévère pour lui reprocher de n'avoir pas apporté dans chacune la même compétence et le même talent. Sans insister sur quelques erreurs de détail, faciles à corriger (l'arrestation de l'infortuné syndic Cayla, dans la propriété des Simonde à Châtelaine, près de Genève, n'est pas relatée avec une entière exactitude)² il convient de dire que l'économiste, chez Sismondi, ne l'a pas retenu, peut-être, autant qu'il eût été nécessaire, et que dans ce chapitre il va moins profond que dans maint autre où nous avons toutes raisons d'admirer sa science et sa pénétration.

M. de Salis fixera l'attention des historiens pour deux motifs. Le premier, c'est l'analyse fort pertinente et fort complète qu'il fait des ouvrages historiques de Sismondi. Ce Genevois est dépassé depuis longtemps, et — sauf, peut-être en Italie — on ne lit plus guère. Mais à l'examiner dans son époque, instruits des voies qu'il ouvrit et de l'influence qu'il exerça, nous mesurons l'importance de son oeuvre et nous en concevons le mérite. Il faut bien remarquer, à ce propos, que si l'auteur nous semble passer vite sur *l'Histoire des Français*, c'est que ces trente volumes, par ailleurs hâtivement écrits, présentent beaucoup moins de nouveauté, d'originalité que les *Républiques*. Ce qu'ils nous enseignent essentiellement, c'est cette amitié de Sismondi pour la France, que rien ne faisait trop prévoir avant 1814, qui alors se développa d'une façon presque soudaine, et dont on nous offre des témoignages moins massifs. M. de Salis, d'autre part, a grand soin de ne pas négliger l'historien de la littérature. Sa critique de l'ouvrage *De la littérature du Midi de l'Europe* est excellente, et les pages de sa thèse où il en disserte compteront sans doute parmi ce qu'on y peut trouver de plus utile et de plus substantiel.

Le second motif d'intérêt pour les historiens, c'est ce récit alerte, abondant, minutieux de la vie de cet homme attachant, décevant, si varié — contre la première apparence — si souvent renouvelé, si actif, si humain, si passionné, que fut jusqu'au temps de sa retraite le futur « philosophe de Chêne ». Ces chapitres biographiques sont particulièrement attrayants et bien venus. Ils alternent avec les chapitres d'analyse et de doctrine. Au

² P. 97—98. Cf. Fernand Aubert, *La lettre d'adieu de l'ancien syndic, Guillaume Cayla (juillet 1794)*, *Indicateur d'histoire suisse*, t. 12 (1916), p. 41—52 et Ed. L. Burnet, *Le premier tribunal révolutionnaire genevois*, M. D. G., t. 34 (1925), p. 136—178.

reste, pour permettre de mieux juger l'ouvrage, nous en devons esquisser le plan.

Le chapitre premier traite, comme il est naturel, de la jeunesse de Charles Sismonde, et à ce propos des origines de sa famille, des raisons que le futur historien croyait avoir d'en faire un rameau de l'illustre race des Sismondi de Pise. Viennent ensuite une vingtaine de pages sur la Révolution à Genève et l'exil des Sismonde, en Angleterre d'abord, puis après un bref retour au pays, dans le temps de la Terreur, en Toscane, où ils acquièrent près de Pescia le domaine de Valchiusa. Sismondi, italien déjà, si l'on peut dire, par illusion, le devint davantage par l'effet d'une longue résidence. M. de Salis montre à l'évidence l'influence de cette terre, à laquelle le fils de l'admirable Madame de Sismondi (elle finit par y résider sans interruption jusqu'à sa mort) devait se sentir toujours plus attaché.

Puis il traite de la formation de l'esprit et du caractère de Sismondi (retour à Genève française, premier contact avec Coppet), de ses premiers travaux d'économiste, de ses rapports avec Jean de Muller, de ses débuts d'historien. Il lui assigne sa place et définit son rôle auprès de Mme de Staël. Il le montre auprès d'elle en Italie, puis en Allemagne, et ce sont là des chapitres d'un intérêt extrême, qui me paraissent apporter passablement de nouveau. La première partie se clôt sur cette critique de l'essai *De la littérature du Midi de l'Europe*, dont j'ai signalé déjà la portée.

A Paris, où Sismondi passa plusieurs mois en 1813, puis, après la chute de l'Empire, en 1814, puis encore en 1815, il donna le spectacle d'une radicale conversion politique: une palinodie, écrit l'auteur. Fort hostile jusqu'alors au régime napoléonien, il se persuada que la cause du Corse était celle même de la France, et son amitié croissante pour ce pays au moment même où, par l'effet de la Restauration de Genève, il avait cessé de lui appartenir, il milita avec une ardeur extraordinaire en faveur de celui qui, naguère, n'était à ses yeux qu'un tyran. Le récit de son entrevue avec l'Empereur, à l'Elysée, est entre tous captivant.

A Genève, pendant les mois qu'il y passa de juin 1814 à janvier 1815, et qui suivirent de peu le rétablissement de la République, Sismondi, libéral par définition, fut mal édifié par les actes de ceux qui en avaient en mains le gouvernement. Un discours qu'il prononça lors de la fête des « Promotions » fit scandale. Il s'y fit nombre d'ennemis à montrer, dans des occasions diverses, sa mauvaise humeur et sa désapprobation. Quand il revint, après la deuxième chute de Napoléon, sa position fut encore plus fausse: Il semblait presque irrémédiablement compromis. Il conservait, toutefois, assez de crédit, pour jouer par la suite, et assez longtemps, un rôle appréciable dans l'opposition libérale. A sa mort (1842) il était encore membre du Conseil Représentatif, où, quelques jours plus tôt, dans un état de véritable détresse physique, il était intervenu une dernière fois.

Les chapitres suivants considèrent Sismondi dans son rôle — essentiel — d'historien de l'Italie, et sous l'aspect du « philosophe de Chêne », dans

cette retraite où il sut grouper autour de sa femme, Jessie Allen, et de lui-même tout un petit monde cosmopolite, rare par la variété non moins que par le talent et les connaissances, et qui rappelait parfois, en plus modeste, la plus belle époque de Coppet.

Viennent ensuite les pages sur les idées économiques et sociales de Sismondi (j'ai dit qu'on aurait pu donner à cette partie de l'ouvrage plus de développement), sur les derniers travaux historiques. Le chapitre seizième et dernier nous apporte un récit fort intéressant, bien que fort mélancolique, des dernières années et de la mort.

Je ne me flatte pas d'avoir fait mieux dans cet article que de donner une idée, à tout le moins, de la richesse de cet ouvrage capital. Sans nous satisfaire entièrement par le style, il se lit avec facilité. Les défauts qu'on lui voit ne l'empêchent pas d'être solide et agréable. Et si la doctrine n'y est pas toujours examinée avec une rigueur impeccable, nous y trouvons en revanche, et, pour la première fois, un portrait en pied, fouillé, vivant et sensible, de cet homme qui, sous des dehors peut-être décevants, montrait de cœur, de vertus et d'intelligence.

Genève.

Henri de Ziegler.

Geschichte des religiösen und atheistischen Frühsozialismus. Nach der Darstellung August Beckers vom Jahre 1847. Erstausgabe von Prof. D. Dr. ERNST BARNIKOL. Erste und zweite Auflage Kiel 1932, Walter G. Mühlau, Verlag. XXII und 130 S.

Diese Schrift bildet das sechste Heft der von dem Hallenser Theologie-Professor Barnikol herausgegebenen wertvollen Sammlung « Christentum und Sozialismus. Quellen und Darstellungen ». Sie reiht sich den früheren Studien Barnikols über Wilhelm Weitling an und hat wie teilweise diese, besonders für die Schweiz Interesse, weil sie neuerdings das Treiben der deutschen Handwerkervereine in der Schweiz in den vierziger Jahren beleuchtet. Dadurch bietet sie eine Ergänzung zu der kürzlich erschienenen, in dieser Zeitschrift XII, S. 511, 512 gewürdigten Arbeit Otto Bruggers. Diesem verdankt Barnikol auch den S. 130 abgedruckten Auszug aus dem Tagebuch des Scherr'schen Seminaristen Eckinger über Weitlings Abreise vom Genfersee nach Zürich. Das Hauptstück der neuesten Veröffentlichung Barnikols ist eine von ihm im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufgefunden Erzählung des bekannten Genfer und später Lausanner Handwerkervereinsführer August Becker aus dem Jahre 1847, deren Manuscript ohne sein Wissen und Willen durch den philosophisch-schöngeistigen Sozialisten und geheimen Berichterstatter der österreichischen Regierung Georg Kuhmann in die Hände Clemens von Ingelhofen, des Hauptes des Mainzer Informationsbureaus und dank dieses in die Hände Metternichs gelangte. Beckers freimütiger, im wesentlichen treuer Bericht ist ein wertvolles Gegenstück zu dem gehässigen Werk Wilhelm Marrs « Das junge Deutschland in der Schweiz 1846 ». Barnikol hat dem Bericht

Beckers noch zur Ergänzung einen im Neuenburger Staatsarchiv von ihm entdeckten Bericht aus dem Jahre 1845 beigefügt, der vom Standpunkt der Restauration aus abgefaßt ist. Als Autor gibt sich der jüngere Vinet aus. Vermutlich aber hat sein berühmter Vater den Hauptanteil daran. Es führt irre, wenn S. XI August Follen als «Theologe» bezeichnet wird. Ein Lese- oder Druckfehler ist S. 22, Z. 14 v. u. Cave statt Arve.

Zürich.

Alfred Stern.

GUSTAVE DOLT, *Lettres politiques de Pellegrino Rossi au Syndic Jean-Jacques Rigaud 1832—1841.* (Avec une préface de M. le Professeur Charles Borgeaud.) Genève, A. Jullien, Editeur, 1932. 164 S.

Der Italiener Pellegrino Rossi, der sich als Flüchtling in Genf durch sein akademisches und politisches Wirken einen Namen gemacht hatte und der als Minister des Papstes Pius IX. am 15. November 1848 in Rom auf so tragische Weise endete, hat in der Geschichte der Schweiz eine wohlverdiente Stelle als Haupt-Verfasser jenes wohldurchdachten, aber in Folge der Zeitumstände zum Scheitern verurteilten Entwurfes einer revisierten Bundesurkunde von 1832. Den vorzüglichsten Inhalt der vorliegenden verdienstvollen Veröffentlichung bilden die Briefe, die Rossi während und unmittelbar nach der Entstehung des Entwurfes an seinen Freund und Genossen, den Genfer Syndic Jean Jacques Rigaud, gerichtet hat. Sie entstammen wie die übrigen mitgeteilten Korrespondenzen dem Archiv der Familie Rigaud, das im Genfer Staatsarchiv deponiert ist. Man erhält aus ihnen ein deutliches Bild der Kämpfe, die Rossi damals durchzufechten hatte und der Gegensätze innerhalb der Schweiz, die bei dem Bestreben einer Revision des Paktes von 1815 unüberwindlich waren. Rossis Wirken erscheint dabei im besten Licht. Auch die Briefe, die er von Paris aus, wo er zu hohen Ehren als Gelehrter und Staatsmann gelangte, 1834 bis 1841 an Rigaud richtete, machen ihm, dem kundigen Vertreter der Interessen der Schweiz, alle Ehre. Neben den eidgenössischen Angelegenheiten werden in seinen Briefen manche Fragen der großen europäischen Politik berührt, die von allgemeinem Interesse sind. Durch biographische und sachliche Anmerkungen wird das Verständnis des Textes erleichtert. Zwei Portraits, das Rossis und das Rigauds, gereichen dem Werke zum Schmuck.

Zürich.

Alfred Stern.